

Schuchhardt, der schon am Abend vorher mit seiner einleuchtenden These vom Zusammenhang zwischen Völkerwandern und Leichenbrand eine seiner üblichen befruchtenden Anregungen gegeben hatte, legte in leider nur halbstündiger Rede die Ergebnisse seiner Studien über frühmittelalterliche Keramik vor. Ausgehend von der Bernwards-Burg Wahrenholz bei Gifhorn aus dem Jahre 995 und von der Hasenburg Heinrichs IV. bei Bleicherode von 1073 legte er dar, daß — während die Gefäße des 9. Jahrhunderts am Rande keine Rille aufwiesen — die des 10. eine und die des 11. zwei besäßen; das bequem zu untersuchende Wahrenholz hat eine 8 m breite Holzpackung auf der Berme, wie sie infolge der Belagerungstechnik der Normannen allgemein üblich geworden war. Ob sich diese Randrillen als ein sicheres Leitmotiv im Chaos frühmittelalterlicher Scherben bewähren werden, wird uns die Zukunft lehren; auf jeden Fall aber ist dieser erste Versuch, einen Pfad in die unwegsame Wildnis zu bahnen, freudigst zu begrüßen, denn diese Wälder müssen von uns endlich in Kultur genommen werden.

Crome (Göttingen) wies nach, daß stets in der Nähe von Siedlungen auf -de-, gleich altem idi, steinzeitliche Wohnstätten gefunden wären, so daß hier Sprach- und Spatenforschung sich geradezu vorbildlich ergänzten; auch auf die Frage nach dem Volke, das zuerst im Neolithikum in Nordwestdeutschland wohnte, dürfen wir von seiten einer so betriebenen Namenskunde wohl Antwort erwarten, die Bodenfunde allein werden sie schwerlich jemals zu geben vermögen.

Langewiesche (Bünde) trat für die Glaubwürdigkeit und Verwertbarkeit der Ortsangaben des Ptolemäus mit Nachdruck ein; sobald man seine Rechenfehler in der Gradbestimmung abziehe, entspreche sein Tulifurdon Verden, sein

Askalingion Essel und sein Tulisurgion mit leichter Wandlung in Tutiburgion Döteberg, 9 km westlich von Hannover: Daher suchte Redner die Varusschlacht rechts der Weser in eben diese Gegend zu verlegen. Das *haud procul* des Tacitus (Annalen I, 60) könne als zu unbestimmt und dehnbar ebensowenig dagegen angeführt werden wie die Nichterwähnung des Weserüberganges; andererseits spreche der Verlauf des Feldzuges vom Jahre 15 unter Beibehaltung von *Visurgim* (Annalen I, 70) und besonders die Erwägung, daß es doch zweckmäßiger gewesen sei, den Varus weiter östlich rechts der Weser als nach Westen hin zu locken, für die Döteberger Gegend. — Die Knappheit der Zeit verhinderte, das Für und Wider eingehend zu erörtern, so daß Behauptung und Ablehnung sich schroff gegenüberstanden, im Hörer Zweifel und Zustimmung, besonders aber Anregung zu eignen erneuten Studien auslösend.

Nach Besichtigung des Schlosses und der Sammlungen folgte die Wanderung nach der Hünenburg bei Todenman auf dem Wesergebirge über Rinteln. Die Burg hat von 900—1100 bestanden und ist in den Grundmauern gut erhalten; besonders deutlich ist der Altar in der Burgkapelle zu erkennen. Über das Alter war man jedoch nicht ganz einig, zumal die Gleichzeitigkeit und organische Zugehörigkeit des nahen (übrigens noch ununtersuchten) Wartturmhügels ebenso entschieden behauptet, wie unter Betonung seines früheren, fortifikatorisch selbständigen Ursprunges bestritten wurde; auch das westlich gelegene Schanzwerk darf nicht mit völliger Sicherheit als ein Vorwerk dieser frühmittelalterlichen Burg angesprochen werden, noch weniger freilich als Rest eines altgermanischen Heerlagers. —

Die 12. Tagung gedenken wir im besetzten Gebiete abhalten zu können.

A. Lonke.

LITERATUR.

C. Rademacher, Die vorgeschichtliche Besiedelung der Heideterrasse zwischen Rheinebene, Acher und Sülz sowie insbesondere die Besiedelung des Ostrandes zur fränkischen Zeit. Die Entstehung des Dorfes Altenrath, ein Beitrag zur Siedelungsarchäologie des Rheintales. Mannus-Bibl. 20 (1920). 35 Seiten, 11 Tafeln, 4 Textabbildungen.

Die tieferen Geheimnisse der Siedelungsgeschichte können nicht in der Studierstube sondern nur im Gelände ergründet werden selbstverständlich nur auf Grund von genau-

ester Kenntnis der Literatur und des Fundmaterials. Aber es gehört eine sehr eindringende Bodenbekauntschaft dazu, um die Auswahl der Siedlungsstellen und ihren Verkehr untereinander richtig zu würdigen. Ist es, wie im vorliegenden Falle, die Heimat des Forschers, so liegt die Sache besonders günstig. Da werden dem warmtonigen Bilde eine Reihe von Einzelzügen zugefügt, die sich nur dem Bodenständigen und mit Land und Leuten völlig Vertrauten erschließen. Und wie dankbar beweist sich da die Heimat! „Tröstendes Heimatgedenken in schwerster Zeit schuf diese Arbeit“, sagt der Verfasser am Schlusse seines Vorworts.

Vor mehr als zehn Jahren besuchte ich unter Führung des Verfassers die Ausgrabungen am Fliegenberg bei Troisdorf und heute noch stehen mir die scharf ausgeprägten Formen des Geländes im Gedächtnis: die weite, jetzt gut angebaute Rhein- und Sieg-Acher-Ebene, die sonnige, aber heute kümmerliche Heidenterrasse, die nach Westen allmählich, nach Süden und Osten zum Flusse schroffer abfällt, darüber und dahinter das geschlossene Waldgebiet des Hochplateaus mit seinen Einzelbergen und seinem Ringwall. Namentlich den vom südlichen Rheintal durch die Enge des Siebengebirgs kommenden Völkern mußte diese weite Ausbuchtung der Ebene mit der überragenden, durch Flußsteilrand, Wald und Sumpfe geschützten Flachterrasse willkommen erscheinen, wenn der Boden auch für Ackerbau etwas dürrig, für Viehzucht und Jagd aber sehr günstig ist. So nimmt es uns nicht wunder, daß es einer der wenigen rechtsrheinischen Orte in diesem Landstriche ist, der volle Kontinuität der Besiedelung durch alle Perioden hindurch verrät. Neolithiker der Michelsberger Stufe und der „Schnurzoneneramik“, bronze- und hallstattzeitliche Siedler, die letzteren in sehr großer Zahl und wie die Michelsberger nach meiner Ansicht aus Süddeutschland abgewandert, Germanen der Latène- und römischen Periode, teils Sugambri, teils Usipiter und Tencteri, zuletzt Franken sind, meist durch Rademachers eigene Ausgrabungen, in Wohnstätten oder Friedhöfen mit Sicherheit bezeugt und werden vom Verfasser nach den verschiedenen Siedlungsstadien und mit ihrer ganzen Kulturhinterlassenschaft ausführlich in Wort und Bild geschildert. Am eingehendsten wird die Besiedelung in fränkischer und frühmittelalterlicher Zeit behandelt und ein anziehendes Bild vom Vordringen der fränkischen Kolonisten in dem Heide- und Waldgebiet bis zur Entstehung von Weierdörf und Altenrath gewonnen. Allerlei sprachliche und volkskundliche Mitteilungen bereichern die Schrift. Mag man über einzelnes auch anderer Meinung sein, jedenfalls muß das Ganze als eine geschickte und hochverdienstliche Arbeit bezeichnet werden, wie sie in ähnlicher Weise auch andern wichtigen Siedlungsstätten zuteil werden möge.

Wenn einige Wünsche geblieben sind, so beziehen sie sich auf eine eingehendere Behandlung des Wegenetzes vorrömischer Zeit, auf eine nähere Erklärung der dichten Hallstattbesiedelung, wie sie ähnlich an den Brabanter Heideflächen begegnet und nur aus wirtschaftlichen Verhältnissen wie historischen Vorgängen zu verstehen ist, auf eine schärfere Scheidung der verschiedenen Germanenstämme nach Grabtypen und Grabriten, auf die Frage nach Budoris, das von Ptolemäus als germanisches Oppidum auf dem rechten Ufer zwischen Köln und Bonn angegeben wird, auf eine größere Zurück-

haltung manchen sprachlichen Ableitungen gegenüber, wiewohl die Erklärung der Flurnamen aus der genauesten Kenntnis der Bodenbeschaffenheit heraus eine nachahmungswerte Leistung ist, und manches andere. Indessen dürften diese Wünsche wohl z. T. in weiteren, in Vorbereitung befindlichen Veröffentlichungen des Verfassers ihre Beantwortung finden.

Mainz.

K. Schumacher.

Siegfried Loeschke. Lampen aus Vindonissa. Ein Beitrag zur Geschichte von Vindonissa und des antiken Beleuchtungswesens, Zürich 1919. In Kommission bei Beer & Cie. in Zürich und bei Jos. Baer & Cie. in Frankfurt a. M. 4^o, 358 Seiten, XXIV Tafeln, 48 Abbildungen im Text. Preis 30 Frs.

Die Herstellung des prächtigen und inhaltreichen Bandes in dieser Zeit der Teuerung verdanken wir erstens der weitgehenden Opferwilligkeit der „Zürcher Antiquarischen Gesellschaft“ und der „Gesellschaft pro Vindonissa“, zweitens der gastfreundlichen Mitarbeit Th. Eckingers und L. Fröhlichs in Brugg, denen das Buch gewidmet ist, und endlich der zähen und genauen Arbeitsweise, dem weiten und scharfen Blick des für diese Aufgabe trefflich vorbereiteten, selbstlosen Verfassers.

Das vorliegende Buch ist das Glied einer größeren Kette von Arbeiten S. Loeschkes, die alle demselben Ziele zustreben. Im Jahre 1908 erschienen seine kurzen Ausführungen über eine Lämpchenfabrik zu Xanten in den Bonn. Jahrb. (H. 117, S. 421), 1909 seine Behandlung der Halterner Tonlampen und der übrigen dortigen Keramik, 1910 seine Abhandlung über die antiken Laternen und Lichthäuschen in den Bonn. Jahrb., 1911 sein Katalog der Sammlung Nießen in Köln mit ihrem reichen Bestand antiker Lampen. Für 1912 war das Erscheinen des neuen Buches geplant, das sich jedoch, wie S. 357 geschildert ist — nicht zugunsten seiner Billigkeit —, bis Frühjahr 1919 hinzog. Schon plant der unermüdete Forscher weitere Einzeldarstellungen auf diesem scharf begrenzten, aber ergebnisreichen Gebiet: eine Besprechung des reichen Materials des Prov.-Museums zu Trier, der rotbemalten Lampen aus der Wetterau, der ägyptischen Lampen der Sammlung Sieglin. Alles nur Vorarbeiten zu einem hohen und großen Ziele, zu einem Corpus aller antiken Lampen und Beleuchtungsgegenstände, umfassend deren Technik, Material und Form, Zierwerk und Inschriften unter Berücksichtigung ihrer zeitlichen und örtlichen Unterschiede, ein Ziel, für das der Verfasser öffentlich in der Sitzung der Archäol. Gesellschaft zu Berlin am 4. Juli 1916 eintrat und für das er sich bereits die Unterstützung der Preussischen Akademie der Wissenschaften gesichert hat (Arch. Anz. XXXI 1916, S. 203 ff.).

Von einer umfassenden Lampenforschung hegt Loeschcke große Erwartungen „Lampenscherben“, sagt er VL S. 16, „sprechen ebenso ihre beredete Sprache wie Stempelreste, reliefierte Sigillatascherben und Randprofile. Der Rest eines jeden Lampenbildes ist von Bedeutung, da er Schlüsse über die Verbreitung und zeitliche Begrenzung des einzelnen Bildes gestattet.“ Und in seinem Vortrag (a. O. Sp. 203): „Die Lampen bilden eine Schatzgrube durch ihre reich verzierte Form, durch ihre verschiedenartigen Töpferstempel und vor allem durch die Unzahl ihrer reizvollen Reliefbilder, die unerschöpfliche Belehrung spenden können für antiquarische, kunst-, religions- und kulturgeschichtliche Forschungen.“ Ein Beispiel für die kulturgeschichtliche Ausbeutung der Lampenbilder ist die jüngst erschienene, von ihm unterstützte Abhandlung H. Wollmanns über „Retiarier-Darstellungen auf röm. Tonlampen“ in den Röm. Mitt. XXXII 1917, S. 147—167.

Diese neue, eingehendere Lampenforschung ist bekanntlich von H. Dressel begründet worden durch die vorbildliche Behandlung der stadtrömischen Lampen im CIL XV 1899. Der hervorragenden Ausstattung und Ausarbeitung dieses Bandes kamen besonders günstige Umstände zugute: erstens war Sammler und Herausgeber ein und dieselbe Person, epigraphisch und archäologisch gleich gut geschult, und zweitens war der Stoff — an einer Stelle, der Stadt Rom, vereinigt — leicht und immer wieder zugänglich. Diese günstigen Vorbedingungen fehlten den übrigen Bänden. Wenn sie daher sich auf ihre eigentliche Aufgabe, das epigraphische Material getreu und genau zu bringen, beschränken, so zeigt sich in dieser weisen Beschränkung Mommsen als der Meister; wenn diese Bände keine Formentafeln und keine Bilderangaben bringen, so ist das nicht die Schuld der Epigraphik, die hier früher aufgestanden und am Werke war als die Archäologie, sondern der Archäologie, die sich erst recht spät entschloß, sich mit diesem Kleinkram zu befassen. Unbillig und ungerecht scheint mir daher Loeschkes Urteil (S. 308): „Daß in andern Bänden des Corpus niemals Angaben über die Form der Lampe, selten eine Bemerkung über ihren Bildschmuck zu finden ist, bleibt m. E. tief bedauerlich . . . Darum sind auch Angaben über Technik (!) der Lampen für die Kataloge und Corpusbände dringend zu fordern“.

Auch am Rheine drang erst spät klärendes Licht in die Lampenforschung; diese neue historische Hilfswissenschaft gewann um so mehr Halt und Rückgrat, je genauer und sicherer einzelne Lampenformen zeitlich festgelegt wurden. Sehr förderlich waren einzelne Hefte der Limesforschung. Ferner Arbeiten wie G. Wolffs und A. Rieses Mitteilungen über Röm. Funde in Hedderheim 1907 und 1910, E. Funck, Römergräber in Remagen in d. B. J. 1907 und 1912,

Jos. Hagen, Röm. Gräber aus Köln, B. J. 1906, und sein Bericht über den Xantener Töpferofen B. J. 1912, E. Ritterlings musterhafte Behandlung der Lampen aus dem „frührömischen Lager bei Hofheim“ 1913. Reiches, von P. T. Keßler trefflich gezeichnetes Material lieferten endlich in dem VI—XII. Heft der Mainzer Ztschr. E. Neeb und G. Behrens.

Die „Lampen aus Vindonissa“, wie Loeschkes neues Buch betitelt ist — bis 1912 1100 Gegenstände, bis 1916 etwa 1600, alles Erzeugnisse aus der begrenzten Örtlichkeit Vindonissa und dem begrenzten Zeitraum von 20—100 n. Chr. —, bilden nur den festen Kern seiner Untersuchung. Wie der Untertitel angibt, soll das Buch ein „Beitrag zur Geschichte Vindonissas und des antiken Beleuchtungswesens“ sein. Der Inhalt des Buches rechtfertigt diesen Titel vollkommen. Loeschcke hat nicht nur unzählige frühere Veröffentlichungen benutzt, sondern auch selbst ein erstaunlich ausgiebiges Material aus vielen deutschen, schweizerischen und anderen Sammlungen mit Bienenfleiß zusammengetragen, mit Sorgfalt in Wort und Bild dargestellt, mit Geschick geordnet und mit Scharfsinn verwertet.

Das Buch besteht aus zwei Hauptteilen, der „Bearbeitung“ S. 21—168 — ich führe immer nur die eingeklammerten Seitenzahlen des Buches ohne Klammer an — und dem „Katalog“ S. 169—278; dahinter folgen die „Pseudo-Vindonissalampen“ S. 279—293, eine nützliche, auch gesondert erschienene „Zusammenfassung“, welche die Neufunde von 1912—1916 berücksichtigt, S. 295—313, das umfangreiche „Register“ S. 315—354, ein „Nachwort“ S. 355—358 und die XXIII Tafeln. Die Gliederung der beiden Hauptteile ist ungefähr die gleiche: A Ton-, B Metalllampen, C Lampen singulärer Formen. Die Tonlampen zerfallen wieder in drei Gruppen: erstens Bildlampen Typus I—VIII, zweitens Firmalampen T. IX u. X, drittens offene Lampen T. XI—XIV. Die Metalllampen in zwei Gruppen, geschlossene T. XV—XXII und offene T. XXIII—XXV.

Auf einer breiten und gediegenen Grundlage aufgebaut, ist das Werk eine Schatzkammer der Belehrung und der Anregung und wird noch lange ein unentbehrlicher Führer durch das Beleuchtungswesen dieses Zeitabschnittes sein.

Das inschriftliche Gut, das in dem verdienstvollen Werke aufgespeichert ist, hätte wohl eine eingehendere, übersichtliche Würdigung verdient. Wie „disiecta membra“ findet man es teils auf S. 57 und 58, teils auf S. 60 und 61, dann bei den einzelnen Firmalampen S. 85 bis 103 und 239 bis 258; im Register teils unter „Inschriften“, teils unter „Stempel“; die Neufunde in Anm. 474 und die Namen der zweiten Liste von Firmalampen sind willkürlich im Nominativ und

ohne die Zusätze angeführt, wobei aus *Favor* überflüssigerweise ein *Favor(inus)* gemacht wird. Nach dem bewährten Vorbilde des CIL hätte eine Übersicht orthographische, grammatische, lexikalische Eigenheiten der Inschriften bringen müssen. Es wird dem aufmerksamen Leser z. B. der Unterschied zwischen den beiden Namenlisten S. 104—105 (I. Jhd.) und S. 107—110 (II. Jhd.) nicht entgehen: hier unter 68 Namen nur 4 griechische, dort unter 20 Namen 11 griechische, darunter solche, die gewiß den Abendländer seltsam anmuteten, wie *Litogenes*, *Phoetaspus*, *Strobilus*. In der Tat will ja Loeschke aufgrund anderer Beobachtungen die Beziehung des *Phoetaspus* und *Strobilus* zu Ägypten anderwärts nachweisen. Aber derartige Schlüsse aus den Namen zu ziehen, war schon für dieses Buch geboten.

Die Töpferverzeichnisse des CIL sind keineswegs so unbrauchbar, wie der Verfasser in seinem Berliner Vortrage (Sp. 209) annimmt. Richtig gehandhabt, kann das „Domesticum“ ein sehr brauchbares „Instrumentum“ abgeben. Hier ein schlagendes Beispiel. Mit Recht bezeichnet der Verfasser auf S. 304—die beiden Lampentöpfer *Regalis* und *Tetio* als Gallier; statt ihre anderen keramischen Erzeugnisse an der Hand des CIL XIII 10010 festzustellen, tut er sie mit der flüchtigen Bemerkung ab: „In der Sigillatamanufaktur (!) sind die Namen *Tettus* (!) und *Regalis* nicht unbekannt“, und verpaßt so eine prächtige Gelegenheit, aus dem „nackten Namen“ für die Geschichte der Tonlampen Kapital zu schlagen. Der Name *Tettus* hat doch nichts mit *Tetio* zu schaffen! Gehen wir der Sache auf den Grund! Es sind bis jetzt 3 Lämpchen des Töpfers *Tetio* bekannt, alle mit linksläufigem Stempel:

- a) Windisch, Typ IV: TITIO
- b) Köln, „ I: TETIO
- c) Bingen, „ VIII: TETIO FE

Schon die Fundorte sprechen für rheinische oder ostgallische Herkunft, noch mehr die Namensform *Tetio* = *Tetios*. Es ist keine Bildung wie *Optio*, *Opilio*, *Labio* (= *Labco*) oder wie die Kose- und Rufformen *Apellio*, *Chrestio*, *Faustio*, *Felicio* u. ä., mit denen Leute gerufen wurden, die eigentlich *Apelles* oder *Apella*, *Chrestus*, *Faustus*, *Felix* hießen. Es kann nur die keltisierte oder gräzisierte Form des römischen Namens *Tetius* oder *Tettius* sein. Wenn nun dieser Lämpchentöpfer nebenbei auch Gefäße gebacken haben soll, so müssen das — entsprechend seiner Namensform, seiner Zeit und seiner Heimat — solche von der sog. „belgischen“ Art gewesen sein. Und so ist es. Er stellte belgische Tassen und Teller von roter und schwarzer Farbe (*terra rubra*, *terra nigra*) her. Deren Stempel sind:

- a) TITIO 4 Stück, — b) TITIOS 1 St.
- c) TITTI
oV|= 4 St.

Im ganzen 9 Stück: 2 in Bingen (C XIII 10010, 1904 f.), 3 in Trier, 1 in Tongern (ebd. 3057), 1 in Xanten (3303), 2 in Nymwegen. Den letzten Zweifel an der Identität des Lämpchen- und Gefäßstöpfers nimmt die Betrachtung des reichhaltigen, von G. Behrens in der Mainzer Zeitschr. (VIII. IX, S. 94) und im Katalog Bingen 1920, S. 77—79 vorzüglich veröffentlichten Inhaltes eines Binger Brandgrabes aus der Zeit um 40 n. Chr. mit dem Lämpchen des *Tetio(s)*: da sind keine Gefäße aus *Terra sigillata*, sondern nur „belgische“ und zwar solche von genau denselben Formen (4, 6, 8), wie sie *Tetios* herzustellen pflegte; ein Teller mit der bekannten Marke *Vocara fecit*. Diese Feststellung eines „belgischen“ Töpfers als Hersteller drei verschiedener Typen von Tonlampen eröffnet einen ebenso überraschenden wie sicheren Ausblick auf die Herkunft gewisser Lampentypen.

Die Bildertafeln IV—XV verdienen besonders deshalb Anerkennung, weil auf ihnen auch die Bruchstücke aufgenommen sind, sorgfältig nach ganzerhaltenen Stücken ergänzt. Dagegen darf die Art, wie auf den Tafeln XXI und XXII, sei es aus Raumersparnis oder aus Schönheitssinn, die Abbildungen angeordnet sind, nicht unwidersprochen bleiben: die Ober- und Seitenansicht desselben Gefäßes sind hier ganz willkürlich voneinander und durcheinander getrennt, so daß das Studium der sonst guten Abbildungen eine Qual ist.

Endlich dürfen wir auch an gewissen Flecken auf dem sprachlichen Gewande des Buches nicht geschlossenen Auges vorbeigehen, da wir aus der Feder des bewährten Verfassers noch weitere Arbeiten von grundlegender Bedeutung gewärtigen. Es soll das Manuskript, ehe es den Weg zur Druckerei antritt, das Vorbild weltgewandter Frauen befolgen, die vor dem Verlassen des Hauses noch kurz einen prüfenden Blick in den Spiegel werfen. Dieses Buch hat das versäumt. Es will uns bedünken, als ob unter der wuchtigen Fülle des Stoffes die Darstellung, Stil und Ausdruck, stellenweise zu kurz gekommen ist. Man stolpert, um anderes zu übergehen, fast auf jeder Seite über häßliche und entbehrliche Fremdwörter: basieren, dominieren, existieren, fabrizieren, konstatieren, publizieren, repräsentieren, reproduzieren, signieren, singular, Surrogat, chronologische Fixierung, Provinzialprodukt, Lokalproduktion, Parallelmaterial, Zitierzitat u. ä. Solch welscher Unrat entstellt die Reinheit und Reinlichkeit des stolzen deutschen Schrifttums.

Crefeld.

A. Oxé.

E. Espérandieu, *Recueil général des bas-reliefs, statues et bustes de la Gaule Romaine*. — Tome sixième: Belgique, Deuxième partie. Paris 1915, Nr. 4499—5269. 468 S. Tome

septième: Gaule germanique, I. Germanie Supérieure. Paris 1918. Nr. 5270 bis 5890. 397 S.

Ein halbes Jahr etwa hatte der Krieg gewährt, als im Schlußheft des siebten Jahrgangs des alten Korrespondenzblattes meine Besprechung des vierten und fünften Bands des überaus nützlichen Werks *Espérandieu* erschien. Als ein weiteres halbes Jahr vergangen war, wurde der sechste Band herausgegeben, dessen Vorwort das Datum des 1. Juni 1915 trägt. Zwischen dem Erscheinen dieses Bands und dem des folgenden lag dann ein Zeitraum von mehr als drei Jahren: als der Verfasser das Vorwort des siebten Bands schrieb (1. Oktober 1918), war das Ende des Kriegs nah. Der sechste Band dürfte kaum vor dem siebten nach Deutschland gelangt sein, und beider Bände Kenntnis wird wohl auf einen engen Kreis beschränkt bleiben, da der Stand unserer Valuta ihren Preis, der auch an sich schon weit höher ist als der der früheren, zur Zeit völlig unerschwinglich macht. Um so nötiger ist es, durch eine Anzeige die deutschen Fachgenossen auf die Bände hinzuweisen, nachdem sie als Geschenk des Verfassers in die Bibliothek des Archäologischen Instituts gelangt sind.

Die beiden Bände gehen uns näher an — als uns lieb ist. Der sechste enthält die Fortsetzung der Denkmäler der *Belgica* und befaßt sich zu mehr als der Hälfte mit den Bildwerken des Provinzialmuseums in Trier und des Grabmals von Igel. Der siebte führt den anfechtbaren Titel „*Gaule germanique*“, durch den wohl das Übergreifen auf *Germania superior* gerechtfertigt werden soll. Auf die zur Schweiz und zu Frankreich gehörigen Teile der einstigen germanischen Provinz folgen die heute verlorenen deutschen Gebiete; aber die Sammlung macht auch an der heutigen deutschen Grenze nicht halt: zwei Dritteile des Bands sind den Denkmälern von Mainz gewidmet. Diese Ausdehnung des Begriffs *Gaule romaine* ist noch unabhängig vom Ausgang des Kriegs. Jetzt aber wissen wir, daß auch die Rheingrenze für *Espérandieu* Werk keine Geltung haben soll, und daß der achte Band, der in der Vorrede des siebten noch als der letzte erscheint, das nicht bleiben soll.

Wir wollen dahingestellt sein lassen, ob zu der Erweiterung des ursprünglichen Plans mehr das ermutigende Entgegenkommen, das der Verfasser für seine Wünsche bei deutschen Museumsverwaltungen vor dem Krieg gefunden hat, oder die augenblickliche Lage verlockt hat; die Erweiterung läßt sich sachlich rechtfertigen. Ein Teil des Bestands deutscher Sammlungen war für das Werk unentbehrlich, wenn es seinem Titel genügen sollte, und andererseits hätte es einen Teil des französischen Besitzes ausgeschlossen, wenn es sich streng an seinen

Titel gehalten hätte. Wenn nun aber einmal weder die Grenze des heutigen Frankreich noch die der einstigen germanischen Provinzen maßgebend sein konnte, so war nun überhaupt kaum noch eine andere Grenze zu finden als die des deutschen Entgegenkommens. Nachdem dieses aber bis Mainz geführt hatte — und das doch vor der Besetzung des linken Rheinufers! — wäre es unseres Erachtens geradezu verkehrt, das rechte Rheinufer auszuschließen, da nicht nur viele Bildwerke rechtsrheinischer Sammlungen vom linken Ufer stammen, sondern auch die dortigen Denkmäler ebenso wenig als „gallisch“ gelten können wie die des Limesgebiets. Begreiflich ist auch der Wunsch des Verfassers, seine Landsleute mit dem Bestand der deutschen Sammlungen nun ebenso bekannt zu machen wie er uns durch seine früheren Bände den reichen Inhalt der französischen Museen erschlossen hat.

Deshalb würde es mir unbedenklich scheinen, wenn die in Betracht kommenden deutschen Museen den Wünschen des Verfassers auch jetzt noch das gleiche Entgegenkommen beweisen würden, das er einst in Trier und Mainz gefunden hat. Berechtigt aber wäre wohl der Wunsch, daß jeder dieser deutschen Sammlungen dafür womöglich ein vollständiges Exemplar des Werks zukäme, ein Wunsch, der ja auch mit dem des Verfassers übereinkommen dürfte, seinem Werk in Deutschland eine größere Verbreitung und Beachtung zu sichern als sie ihm sonst unter den heutigen, vermutlich noch recht lang andauernden Preisverhältnissen zuteil werden könnte. Berechtigt wäre es ferner, wenn jede Sammlung ihrem Entgegenkommen möglichst scharfe Grenzen zöge, damit ihr unliebsame Überraschungen, wie sie das Provinzialmuseum in Trier erfahren hat, erspart blieben. Denn so groß auch die Liberalität der dortigen Museumsverwaltung, wie man wußte, sein sollte — geübt freilich auf Grund der Zusage, daß der betreffende Band nicht eher erscheinen sollte als die eigenen Veröffentlichungen, nicht nur des Grabmals von Igel, sondern auch der Denkmäler von Neumagen! — so groß diese Liberalität sein sollte, so muß doch jeder, der nun den Band durchblättert, auf die Vermutung kommen, daß die Grenzen der beabsichtigten Liberalität noch überschritten worden sind, wenn er auch die Herstellungsversuche der Denkmäler von Neumagen hier abgebildet sieht. Solche Herstellungsversuche, Verarbeitungen des vorgelegten Materials, finden sich doch sonst in *Espérandieu* Werk nur ganz selten, und niemals sind es, soviel ich sehe, unveröffentlichte. In der Tat ist man denn auch in Trier durch diese Abbildungen völlig überrascht worden und hat gegen das Verfahren des Verfassers energische Verwahrung eingelegt und bei seiner Rechtfertigung nur den beanspruchten

„guten Glauben“ gelten lassen, wonach der Verfasser befürchten zu müssen meinte, dem Museum Unrecht zu tun, wenn er die Herstellungsversuche, nach denen auch die Reihenfolge der Steine angeordnet wäre, nicht gebracht hätte. In diesem Einzelfall hat das Vorgehen des Verfassers dazu geführt, daß diese Herstellungsversuche einerseits ohne die unentbehrlichen Erläuterungen ihres verantwortlichen Urhebers, andererseits zum Teil in einer Form, die den heutigen Anschauungen des Urhebers nicht mehr entspricht, bekanntgegeben worden sind.

Im allgemeinen aber muß doch auch ferner als Grundsatz gelten, daß die Erlaubnis, in einem Museum als Fachgenosse frei und unbeschränkt zu photographieren, niemals die freie Verfügung über unveröffentlichte Ergebnisse fremder geistiger Arbeit einschließt.

Endlich werden die Sammlungsleiter, an die der Verfasser sich etwa wendet, darauf bedacht sein, ihrem Entgegenkommen durch andauernde Unterstützung des Verfassers von der photographischen Aufnahme bis zum Druck von Bild und Text, sofern solche Unterstützung gewünscht oder gestattet wird, erhöhten Wert zu geben. Denn daß diese dauernde Unterstützung durch die Verhältnisse ausgeschlossen war, macht sich bei den Denkmälern von Trier und mehr wohl noch bei denen von Mainz doch nicht selten recht unliebsam bemerklich, und man möchte weder die Beschreibung der Denkmäler deutscher Sammlungen durch größere Fehler, als sie sonst sich finden und bei einem Unternehmen dieser Art nicht ganz zu vermeiden sind, entstellen sehen, noch durch die Entdeckung solcher Fehler das Vertrauen zu der Zuverlässigkeit der Angaben über Denkmäler der uns ferner liegenden Gebiete erschüttert finden.

Auf solche Fehler und Versehen hier hinzuweisen würde keinen Zweck haben, da das Werk doch nur ganz wenigen unserer Leser zur Hand sein wird, auch die Berichtigung aller dieser Fehler und die Ergänzung der Lücken in naher Zeit von des Verfassers eigener Sorgfalt erwartet werden darf.

Erwünschter wird es unseren Lesern sein, über den Inhalt der beiden stattlichen Bände hier noch etwas Genaueres zu erfahren. Ich muß mich auf ganz Weniges beschränken.

Den Denkmälern der *Mediomatriker*, die schon mehr als hundert Seiten des fünften Bands in Anspruch nahmen, sind im sechsten die ersten vierundsiebzig Seiten gewidmet. Besondere Erwähnung verdienen unter ihnen die Skulpturen des *Mithreums* von Saarburg (S. 28—38), zumal das reiche Hauptrelief (Nr. 4563, S. 28—34)¹⁾, verdienen ferner die Funde vom *Donon* (S. 39—53), die während des Kriegs eine Vermehrung erfahren haben, von der in dieser Zeitschrift die Rede

¹⁾ F. v. Fisenne, Lothring. Jahrbuch 1896.

gewesen ist (II, 1918, S. 89f.). Weit erheblicheren Zuwachs aber haben den wenigen hier verzeichneten Stücken aus *Senon* (S. 70f.) die deutschen Ausgrabungen gebracht, über die *Drexel* in dem in unserer *Germania* II, S. 96 erwähnten kleinen Buch berichtet hat.

Aus dem Gebiet der *Leuci* (S. 75—211) sei der merkwürdige Pfeiler von *Malmaison* im Museum von *Bar-le-Duc* hervorgehoben, der zuletzt in *S. Reinachs Répertoire de reliefs* II, S. 216, 2, sehr bescheiden und nur von einer Seite abgebildet war, seiner Inschrift eine Erwähnung im *CIL* (XIII 4668) verdankt und nicht weniger des Gegenstandes wegen als durch die Art seiner Darstellung Beachtung verdient¹⁾. Weiterhin wird man die sonderbaren Reliefs des rätselhaften Bauglieds (dies doch wohl eher als „*autel*“) von *Virecourt* im Museum zu *Epinal* bemerken (Nr. 4701, S. 104f.), die der Erklärung wie der Zeitbestimmung zu schaffen machen und doch offenbar bei der Frage nach einer gallischen Kunst eine Hauptrolle zu spielen haben (*S. Reinach, Répertoire* II, S. 223)²⁾. Von den ziemlich zahlreichen Resten von *Juppitergigantensäulen* sei die berühmte Gruppe von *Grand* (Nr. 4898, S. 202f.) und die durch den Gesichtstypus des Giganten, den eine große Abbildung gut veranschaulicht, merkwürdige Gruppe in *Epinal* (Nr. 4768, S. 134f.) erwähnt.

In einer Reihe von Grabsteinen aus *Soulosse (Solicium)* (Nr. 4846ff., S. 173ff.) lernen wir einen besonderen lokal, wenn auch nicht auf diesen einen Fundplatz, beschränkten Grabmaltypus kennen, der sich von den Typen anderer Gegenden wahrscheinlich weniger bedeutungsvoll als unter dem Einfluß einer zufällig einmal gewählten und bei der importierten Denkmalgattung dann doppelt wirksamen Form unterscheidet.

Von den Denkmälern des *Provincialmuseums* in *Trier* (S. 213—436) sind uns, wenn man von den schon erwähnten Steinen von *Neumagen* absieht, die meisten durch *Hettners* vortrefflichen Katalog bekannt und dort leichter zugänglich. Von den *Neumagener Monumenten* aber wollen wir hoffen, daß wir sie recht bald auch nicht mehr hier zu suchen brauchen, und daß sie uns auch nicht nur durch ein-zweite kostbare Publikation schwer zugänglich, sondern daneben durch eine Ergänzung des *Hettnerschen* Katalogs wirklich vertraut gemacht werden. Das gleiche wäre von dem Grabmal von *Igel* (hier S. 437—460) zu wünschen, dessen schöne, dem Abschluß nahe Publikation dieses einzige Denkmal doch auch nicht so populär machen kann, wie es sein sollte, zumal uns die Verhältnisse nicht gestatten werden, ihr den ursprünglich

¹⁾ *Maxe-Werly, Revue archéol.* 1876.

²⁾ *Voulot, Revue archéol.* 1883; *A. J. Reinach ebenda* 1911.

beabsichtigten überaus niedrigen Preis zu setzen, da in diesem Fall die ganze Auflage alsbald über die Grenze gehen würde, um, wie so vieles in dieser elenden Zeit, zu Wucherpreisen zu uns zurückkehren.

Am Eingang des siebten Bands steht eindrucksvoll die *Porte Noire* von Besançon (Nr. 5270, S. 5—28), ohne Zweifel eines der bedeutendsten Denkmäler der Römerzeit auf gallischem Boden, dennoch vielen Fachgenossen, wenn überhaupt, so doch erst seit kurzer Zeit und nur durch die bescheidenen Umrisse im ersten Band von S. Reinachs *Répertoire de reliefs* (1909, S. 78—82) bekannt, eingehendster Betrachtung wert, aber gar manche Frage unbeantwortet lassend und stets von neuem Bedauern über den traurigen Erhaltungszustand weckend. Am Schluß steht, gleich gewichtig, als eines der bedeutendsten Denkmäler auf germanischem Boden, die große Mainzer Jupitersäule (Nr. 5887, S. 377—389)¹⁾, im Altertum weit gründlicher zerstört, aber aus den Trümmern weit vollständiger hergestellt, dem Inhalt nach wohl ebensowenig wie die *Porte Noire*, den Formen nach vielleicht etwas mehr ein Werk provinzieller Kunst. Zwischen diesen beiden Hauptstücken ist der ganze Reichtum von Avenches und Windisch von Straßburg und Zabern — um nur einige Hauptorte zu nennen — und ein guter Teil der Schätze von Mainz ausgebreitet.

Daß uns dieser ungeheure Arbeitsstoff auch durch die Aufspeicherung in diesen beiden Bänden zur Zeit nicht recht zugänglich wird, ist nicht des Verfassers Schuld; daß wir das aber selbst für deutschen Besitz bedauern müssen, ist unsere Schuld. Wenn unsere Arbeit nicht überhaupt verschlungen wird von dem Chaos der Gegenwart, so wollen wir es nicht bei dem Staunen über diese Arbeitsleistung eines einzelnen bewenden lassen, sondern uns bemühen, von dieser Arbeitsweise zu lernen, ohne deshalb ihre Gefahren und Fehler zu verkennen. F. Koeppe.

Wahle, O., Feldzugs-Erinnerungen römischer Kameraden. Lagerstudien aus den Zeiten der Republik, Berlin 1918. 88 S. mit 16 Figuren und 5 Skizzen.

Das Büchlein schildert Leben und Treiben im republikanischen Heer in den Kämpfen, die zur Unterwerfung von Spanien, besonders Numantia geführt wurden, in zwei auf Grund der antiken Überlieferung und den Grabungen von A. Schulten fingierten Berichten zweier Kriegsteilnehmer. Der erste führt uns nach kurzer Etappenreise mit einer Proviantkolonne in das Lager des Fulvius Nobilior auf Gran Atalaja östlich Soria, 153 v. Chr., wo wir drei Tage winterlichen Lagerlebens vor uns ablaufen sehen; der zweite läßt uns den Feldzug des jüngeren Scipio von seiner Ankunft in Tarraco bis

¹⁾ Die Literaturangaben gehen über das Jahr 1915 nicht hinaus.

zur Unterwerfung Numantias (133 v. Chr.) miterleben. Der Ton dieser Kriegsbrieffgattung ist ausgezeichnet getroffen, wenn auch der Text hie und da gar zu übersetzungsmäßig anmutet. Spielend werden wir mit den Dienstverhältnissen und -verrichtungen bekannt gemacht, und doch gehen über das Einzelne die großen Züge nicht verloren. Psychologisch fein ist die Art und Weise, wie der Verfasser sich in die Gedankenkreise der verschiedenen Chargen hineinsetzt, und die Übertragung moderner, selbst erlebter Verhältnisse auf die Antike findet in der Natur des Menschlichen, das immer wiederkehrt, ihre Berechtigung. Köstlich ist die bestimmte Art von Soldatenhumor, ohne den das militärische Leben unerträglich wird. So macht das Buch nicht nur dem Zünftler, sondern auch dem einstigen Soldaten Freude, überhaupt jedem, dem nicht der Sinn für Geschichte und Soldatentum verloren ist. Darum möchte ich ihm vor allem auch unter Schülern weiteste Verbreitung wünschen, es wird ihnen beides erwecken. F. Kutsch.

Boelcke, Kriegsvermessungen und ihre Lehren. Sonderabdruck aus „Technik und Wehrmacht“. Berlin 1920. 39 S. mit 5 Abb.

Unter obigem Titel faßt der frühere Kriegsvermessungschef in knappster und wundervoll plastischer Darstellung die ganze Summe der Erfahrungen und Verbesserungen zusammen, die der Krieg der Vermessungstechnik gebracht hat. Im Schlußkapitel findet auch die Bedeutung des Vermessungswesens für die Archäologie kurz streifende Erwähnung. Das Wort Boelckes vom grundsätzlichen Zusammenwirken der Altertumsforschung mit dem Vermessungswesen möge hier besonders unterstrichen werden, da die Notwendigkeit solch gemeinsamen Wirkens auf beiden Seiten noch nicht genügend anerkannt scheint, um als selbstverständlich jenseits aller Debatte zu stehen. Zwar sollen bei der Neuorganisation der Landesaufnahme (wenigstens der preußischen) die Bodendenkmäler und kulturgeographischen Verhältnisse mehr als bisher berücksichtigt werden, und während des Krieges standen wenigstens zwei Archäologen bei den Vermessungstruppen. Aber es sollte künftig für jeden praktisch arbeitenden Archäologen ein selbstverständliches Stück seiner Fachausbildung und Berufsvorbereitung sein, daß er in der Handhabung der einfachsten Meßgeräte (Winkelspiegel, Tangentenbussole, Meßtisch mit Kippregel, womöglich auch Nivellierinstrument und Tachymeter-Theodolit) sicher ist und bei Einmessung von Grabungen und Geländeteilen fremder Hilfe entraten kann. Dazu gehört natürlich auch eine gewisse Übung im Kartenzeichnen und Kartenlesen, beides fälschlich meist als angeborene Eigenschaften und automatische Bestandteile höherer Bildung aufgefaßt. Diesem Zwecke würden am besten jährliche

Vermessungskurse und -übungen in verschiedenen Gegenden unter gemeinsamer Leitung eines praktischen Archäologen und eines hinreichend interessierten Topographen der Landesaufnahme dienen. Eine sehr wertvolle Unterstützung unseres deutschen, technisch und künstlerisch bereits auf erfreulicher Höhe stehenden Kartenwesens würde es ferner bedeuten, wenn künftighin

die Museen und einschlägigen Institute ihr gesamtes archäologisches Planmaterial fortlaufend den Vermessungsämtern ihrer Länder zugänglich machten, damit die Karten auch nach dieser Richtung hin vervollkommenet und nach Pencks Forderung die Darstellung „des räumlichen Zusammenwirkens aller auf der Erdoberfläche wirkenden Vorgänge“ werden.
F. Behn.

An unsere Leser.

Wer eine Ahnung hat von den heutigen Kosten jeder Drucklegung wie auch jeder Herstellung von Abbildungen, der wird sich eher darüber wundern, daß wir unsere „Germania“ so lange einigermaßen aufrechterhalten konnten und mochten, als darüber, daß wir nun diesen vierten Jahrgang mit einem zweiten Heft abschließen müssen und nicht über den Umfang des früheren Trierer Korrespondenzblattes hinausführen konnten.

Man kann nicht einmal sagen, daß die allzu klein gebliebene Zahl unserer Abnehmer dieses klägliche Ende der Zeitschrift verschuldet hat; denn da jedes einzelne Exemplar, auch nach der Preiserhöhung, ein ganz beträchtliches Geldopfer unsererseits erforderte, so wäre dieses Opfer ja, wenn wir die ganze Auflage verkauft hätten, nicht geringer geworden, und wenn wir die Auflage hätten erhöhen können, statt sie herabzusetzen, nur gewachsen. Aber freilich würde auch ein größeres Opfer uns leichter geworden sein bei dem Bewußtsein, einer wirklich großen Zahl von Lesern Erwünschtes zu bieten.

Allmählich aber ist das Opfer — ob wenigen oder vielen gebracht — an sich zu hoch und geradezu unerschwinglich geworden. So ging es wirklich nicht weiter.

Aber wir würden glauben, unserer Pflicht zu vergessen, wenn wir mit dem vorzeitigen Abschluß dieses Jahrgangs einfach die Flinte ins Korn werfen wollten.

Die Zeitschrift muß wieder aufleben — in anderer Form und mit anderen Mitteln. Sie muß den Lesern, die ihr treugeblieben sind, auch die Treue halten, und muß sich weiter bemühen, ihren Leserkreis und womöglich auch ihren Abnehmerkreis zu erweitern. Sie tut keineswegs genug, wenn sie diesem oder jenem literarischen Erzeugnis eines Fachgenossen eine Unterkunft bietet. Sie tut auch nicht genug, wenn sie diesem oder jenem Leser eine Anregung, willkommene oder auch unwillkommene Belehrung bietet. Ihre Pflicht ist es vor allem, die Teilnahme und das Verständnis für die heimische Altertumsforschung in immer weitere Kreise zu tragen, allmählich zu dem zu machen, was sie längst allgemein und überall sein sollten und doch höchstens an wenigen bevorzugten Orten sind, zu einem selbstverständlichen Bestandteil unserer Volksbildung. Nur wenn das gelingt, kann die karge Zukunft die Aufgaben lösen, die unserer Wissenschaft noch gestellt sind, und von denen wir keine einzige in der Verzweiflung über Bord werfen wollen.

Zu diesem Zweck wird die Zeitschrift das, was sie bietet, auf einen noch weiteren Kreis als bisher berechnen müssen, wird sie auch den Kreis ihrer Mitarbeiter erweitern müssen, ohne sich deshalb von der Bahn strenger Wissenschaftlichkeit abdrängen zu lassen. Es ist keine Frage, daß jeder einzelne Mitarbeiter die stärkste Werbekraft für Leser und Abnehmer ist.

Aber Mitarbeiter sollen nicht nur die sein, die uns ihre schriftstellerischen Erzeugnisse einsenden oder auf Funde uns hinweisen: ihr Kreis muß größer, sehr viel größer sein.

Die gleiche Aufgabe nun, die unsere Zeitschrift als ihre wichtigste ansehen muß, hat sich die in der Gründung begriffene „Gesellschaft der